

12. Kapitel.

Der Generalkonsul war in fiebernder Aufregung nach Hause gekommen. So hatte ihn sein Diener Fritz noch niemals gesehen in allen den langen Jahren, die er um ihn gewesen. Der alte Herr zitterte am ganzen Körper und wollte nicht einen Bissen von dem Essen anrühren, das ihm Fritz servierte. Voller Unwillen schob er die Schüsseln von sich weg,

blickte wie abweisend auf das Tischtuch, als ob er die Untiefe eines geheimnisvollen Sees ergründen wollte.

Fritz war ganz verzweifelt. Verschiedene Male machte er den Versuch, seinen Herrn nach dem Grund seiner Verstimmung zu fragen. Aber er wagte es nicht, denn er kannte das heftige Temperament des Alten, seine Verschlossenheit allen Menschen, selbst seinem treuen Faktotum gegenüber.

Nach einer Stunde klingelte er dem Diener.

Er saß vor seinem Schreibtisch, gebrochen und in sich gesunken.

Mit tonloser Stimme sagte er, indem er den Diener mit einer Handbewegung einlud, näher zu ihm heran zu kommen:

„Fritz, hältst Du den Werner für einen schlechten Kerl?“

Der Diener wußte nicht zu antworten und schwieg aus Verlegenheit.

„Also auch Du meinst, daß er gut ein Verbrecher sein könnte — —“

Der Generalkonsul stöhnte.

Der alte Diener stammelte eine Entschuldigung.

Auf keinen Fall dächte er so schlecht vom jungen Herrn. Was denn nur vorgekommen, fragte er, weshalb wäre der Herr Generalkonsul so niedergeschlagen?

Der Generalkonsul erzählte:

„Heute Mittag, kurz bevor ich das Büro verlassen wollte, meldete man mir einen Herrn Kimbell. Als wir allein waren, legitimierte er sich als Geheimpolizist . . .“

Der Alte hielt inne.

Fritz fragte in angstvoll ahnendem Gefühl:

„Um Gotteswillen — — Wegen des jungen Herrn?“

„Ja — wegen Werner war er zu mir gekommen, im Namen des Staatsanwalts —“

Dem Diener stockte der Atem. Gespannt beugte er sich vor.

„Das ist nicht möglich — nein —!“

„Es ist so,“ unterbrach ihn der Generalkonsul, hart und mitleidslos, „der Junge hat gestohlen — — Sie wollen ihn verhaften!“

Der Detektiv hätte ihm die Verdachtsgründe mitgeteilt. Die Geschichte mit den

beiden Tausendmarkscheinen habe ihm der Rassenbote Sandhofer selber anvertraut. Für den Raub in der Weinstube in der Friedrichstraße käme daher Werner als Täter in Betracht. Man habe zwar noch keine Indizien, die zu einer schlanken Verurteilung führen könnten, man müßte jedoch den Herrn Assessor wegen Kollisionsgefahr in Untersuchungshaft nehmen. Der Detektiv hätte aber den direkten Auftrag vom Polizeipräsidenten, der ein langjähriger Freund des Generalkonsuls war, ihn von der Affäre vorher zu unterrichten. Der Präsident stellte ihm anheim, seinen Neffen persönlich ins Gebet zu nehmen und ihn zu einem Geständnis zu veranlassen.

„Man würde vielleicht Mittel und Wege finden,“ schloß der Generalkonsul seine Erzählung, „die Geschichte aus der Welt zu schaffen . . .“

Dem alten Diener war der Schrecken in die Glieder gefahren. Jetzt zitterte auch er vor Aufregung.

„Was machen wir nun, Fritz?“ fragte der Generalkonsul. Seine Stimme klang leise und matt.

„Er hat das Mädchen geheiratet — — diese Tänzerin oder Filmschauspielerin — — der Detektiv sagte es mir . . .“

„Ich werde zu ihm gehen und mit ihm sprechen, Herr Generalkonsul,“ meinte der Diener.

„Das Aeußerste darf nicht geschehen! — Der Junge muß gerettet werden! — Mein Name ist in Gefahr! Die Schande überlebe ich nicht — —“

Der Generalkonsul war aufgestanden und schritt mit festem Fuß durch den Raum, ihn von einer Ecke zur anderen durchquerend.

„— — diese Geschichte mit den beiden Rassistheorien ist nur ein Dummerjungenstreich — Gut! — — Aber das andere traue ich ihm nicht zu — — Er kann kein Verbrecher sein! Ein Leichtfuß ist er, ein Spieler vielleicht, aber kein schlechter Mensch!! . . .“

Er blieb vor dem Diener stehen, schaute ihn fragend an.

Fritz sagte:

„Der Herr Generalkonsul hätten ihn vielleicht doch nicht so auf die Straße werfen

sollen — wo er doch so an dem Herrn Onkel hing! — — ich weiß es, er hat noch manchesmal mit mir telephonierte und nach dem Herrn Generalkonsul gefragt . . .“

„So . . .“

Der alte Kunzmann tappte im Zimmer umher. Unruhig, nervös. Dann warf er sich in den weichen Sessel, der am Kamin stand, und drückte den Kopf in die Hände.

Lautlose Stille lag im Raum.

Ein verhaltenes Schluchzen ertönte, als ob plötzlich auf einer Geige eine Saite springt.

„Du hast Recht, Frik — — ich war zu hart gegen ihn,“ stöhnte der Alte im Sessel.

„Wenn Sie es wieder gut machen könnten . . .?“ wagte der Diener schüchtern einzuwenden.

Der Generalkonsul richtete sich auf

„Sprich Du mit diesem Mädchen — — seiner Frau . . . ich will sehen, ob wir es noch in Ordnung bringen können.“

Der alte Diener ging.

Er hatte im Herzen seinen jungen Herrn noch nicht aufgegeben.

Gegen Abend teilte der Detektiv dem Generalkonsul telephonisch mit, daß man noch auf eine neue Spur in der Geldtaschenaffäre gekommen sei. Es wären im Lokal ein Paar weiße Damenglaceehandschuhe gefunden worden und zwar unter der Cabank, die den Nebentisch umgäbe, an dem Werner und Sandhofer gegessen hätten.

Der Generalkonsul atmete erleichtert auf. Also ein kleiner Hoffnungsstrahl! Aber gleichzeitig sagte der Detektiv, daß er den Quellen des kolossalen Aufwandes, die der Herr Assessor macht, nachgehen müßte.

Also hatte der Junge Einkünfte, die rätselhaften Ursprungs waren?

Von seinen Freunden im Klub hatte der Generalkonsul mit Genugtuung gehört, daß sein Nefse seit langem fast gar nicht mehr spiele, sondern nur zuschaue. Man hatte ihn schon den „vereidigten Riebiß“ getauft. Und man achtete seine Zurückhaltung jetzt, da sein wahnsinniges Hazardieren früher sehr mißbilligt worden war.

Der Generalkonsul konnte den ganzen Abend nicht von dem Gedanken loskommen, daß trotz allem etwas nicht stimmte.

Er machte sich Vorwürfe über seine Härte, er zerfleischte sich selber und nahm sich vor, Recht für Unrecht gelten zu lassen, zu vergessen, wenn nur die Ehre seines Namens geschützt bliebe.

Mit Spannung erwartete er die Rückkunft des Dieners.

Aber Frik konnte nicht viel berichten. Er erzählte von der Freude Mias, als sie des Onkels Entschluß hörte, sie bei sich aufzunehmen. Von Werners Leben schien sie keine Ahnung zu haben. Auch von der kleinen Diebstahlsgeschichte, die Frik ganz vorsichtig andeutete, wußte sie nichts. Sie glaubt, daß Werner Vermögen besitzt oder große Geschäfte macht und in ihrer lustigen Sorglosigkeit denkt sie nicht über das Wie und Woher nach. Sie klagt nur über den Verfall ihres Vaters, den das Unglück, das ihn betroffen, ganz niedergebrosen und zum Trinker gemacht hat. Der säße jetzt die Tage und Nächte in der Kneipe und seine Nerven wären ganz zerrüttet. Auch sein Stolz hätte gelitten und es käme vor, daß er, was er früher niemals getan, jetzt seine Tochter um ein paar Mark anginge, damit er Geld zum Trinken hätte . . .

„Ein schlimmes Familienbild!“ meinte der Diener.

„Bei der Tochter in Saus und Braus, bei den Eltern Klümmernis und Verfall!“

„Aber sie ist ein liebes Geschöpf, die kleine Frau Mia,“ fuhr Fritz fort, „und liebt den jungen Herrn Werner von ganzem Herzen — Der Herr Generalkonsul werden seine Freude an ihr haben — Ja, ja!“

Er lächelte, der gute Alte.

Auch der Generalkonsul lächelte jetzt ein ganz klein Wenig.

Und über die Seelen der beiden Alten kam eine friedliche verzeihende Stimmung.

13. Kapitel.

Der Polizeipräsident sagte:

„Sehr gut, lieber Rimbell . . . also Sie haben meinem alten Freund Runzmann die Geschichte schonend beigebracht? . . . Uebri-

gens, unter uns, ich halte den Assessor nicht für den Täter.“

„Ich auch nicht . . . Die neue Spur, die ich entdeckt habe, bestätigt meine Annahme — Hier sehen Sie, Herr Präsident — —“

Der Detektiv zog ein paar kleine weiße Damenhandschuhe aus der Briefftasche und wendete den einen Handschuh um:

„Der Handschuh ist chemisch gereinigt — da steht die Nummer, die die Waschanstalt hineingeschrieben. Ich bin im Begriff, diese Waschanstalt ausfindig zu machen. Wenn ich soweit bin, werde ich weitersehen und die Besitzerin der Handschuhe wissen — —“

„Famos! — — Es wäre mir jedenfalls auch persönlich sehr angenehm, wenn wir den lästigen Verdacht, der auf dem Assessor ruht, aus der Welt schaffen können. — Eine peinliche Affäre, die meinen alten Freund Runzmann das Leben kosten kann — — Na, über die kleine Entgleisung damals, die sich der junge Mann geleistet hat, ist ja Gott sei Dank Gras gewachsen.“

Der Detektiv Kimbell nickte bestätigend mit dem Kopf und erwiderte:

„Wenn der alte Sandhofer nicht plaudert, erfährt keine Ratte davon — —“

„Uebrigens gratuliere ich Ihnen noch zu der vorzüglichen Rolle, die Sie da durchgeführt haben — als Doktor Winninger gelang es Ihnen, den alten Rassenboten auszuforschen?“

Der Detektiv verbeugte sich geschmeichelt.

Der Präsident fuhr fort:

„Aeh — ja — wissen Sie, man hat mir erzählt, daß der Assessor Kunzmann ein ver-
teufeltes Glück im Klub gehabt hat — — —
Apropos Viktoria-Klub! Wir haben da eine
Mitteilung aus Budapest bekommen, auf einen
berühmten Falschspieler Obacht zu geben, der
die Gewohnheit hat, unter einem aristokrati-
schen Namen in den ersten Kreisen der Gesell-
schaft zu verkehren. Hier sein Signalement
und Photo — —“

Der Präsident reichte dem Detektiv ein
Aktenbündel herüber.

Rimbell blätterte darin und entnahm das
Photo, das er in die Tasche steckte.

„Gehen Sie doch unter irgendeinem Vor-
wand in den Viktoria-Klub und sehen Sie mal

nach, ob der Gentleman vielleicht dort arbeitet — — aber erwischen Sie ihn, bitte, das sind Sie Ihrem und unserem Ruf schuldig!“

Der Präsident war sehr guter Laune und entließ den Detektiv mit gnädigem Lächeln. Er freute sich, daß die ominöse Angelegenheit Werner Runzmanns Aussicht hatte, im Verborgenen zu bleiben, denn er liebte es nicht, die Hand im Spiel zu haben, wenn in der „Gesellschaft“ irgendetwas faul war — — man mußte Rücksichten nehmen. Und es war nicht nötig, die unteren Klassen auf die Schäden der oberen Zehntausend aufmerksam zu machen . . .

Ein neuer Diener stand im Ecartézimmer des Viktoria-Klubs an der Breitseite des langen schmalen Tisches, den Winken der Spieler gewärtig. Er notierte die Höhe der Einsätze und schrieb das Kartengeld auf die an der Wand hängende schwarze Tafel.

Das Spiel war im Gang. Aber die Beteiligung noch nicht groß. Man wartete auf den gewohnten Chouetteur, den Bankhalter beim Ecarté, den Baron Ralsky, dessen Kartenglück und forsches Draufgängerspiel ihn in der kurzen Zeit, da er dem Klub angehörte,

sprichwörtlich geworden war. Man hielt ihn für den besten Beherrscher des *Ecartés*, dieses Handspieles, zu dessen Meistersung neben guten Karten auch kühle Berechnung und Ueberlegung gehört. *Ecarté* ist nicht ein ausgesprochenes Glückspiel, denn es unterliegt scharfer Kombination und richtiger Beurteilung des Gegenspielers.

Baron Ralsky war zugleich ein glücklicher als auch geschickter *Ecartés*spieler. Seine Art, die Karte des Gegners zu erraten und sie auszunutzen, erregte Staunen und Verblüffung. Er gewann fast immer und die Spieler, die sich jeden Tag von Neuem schworen, nicht mehr gegen ihn zu setzen, versuchten doch immer wieder ihr Glück gegen ihn, wie die Motten, die gegen die Flamme fliegen, von der sie wissen, daß es sie unbarmherzig verbrennen wird.

Der neue Klubdiener merkte auf, als der Baron an den Tisch trat.

„Ich bitte die Herren, ihre Sätze zu machen,“ sagte der Baron Ralsky. Er sprach bestimmt, sicher, mit leisem fremdländischem Akzent.

Er nahm an der Längsseite des Tisches Platz, an der Wand. Bat die Zuschauer, von seiner Seite sich zu entfernen. Man wußte, daß er es liebte, allein die Sätze zu halten und daß er keinen Berater, wie sonst üblich, neben sich duldete.

Die Spieler setzten auf das in kleine Nummernfelder eingeteilte Brett die Wettrbeträge. Der Baron zählte schnell die Anzahl der Chips zusammen.

„12 750 Mark — — also ab dafür!“

„Ich bitte um Ruhe!“ rief der Spielleiter, da sich die Herren ziemlich laut unterhielten.

„Herr Assessor Runzmann, darf ich Sie ersuchen, Ihre gewiß sehr interessanten Mitteilungen nach Beendigung der Partie zu machen,“ wiederholte der Spielleiter.

Der neue Klubdiener warf einen Blick auf Werner, der lächelnd unter die Gruppe der Zuschauer trat und aufmerksam dem Gang des Spiels folgte.

Die Karten wurden verteilt.

Der Baron schlug den König als Atout um und legte einen Punkt an. Den ersten

Gang gewann er ebenfalls mit einem Punkt. Beim zweiten Gang hatte der Gegenspieler einen schweren Stand. Die beteiligten Spieler, die „Ponte“, war sich nicht darüber einig, ob man die Karte in der Autorität, das heißt ohne neue Karten zu kaufen, spielen sollte.

„Was meinen Sie, Kunzmann?“ fragte der kleine Rechtsanwalt Müller.

Werner zuckte mit den Schultern.

„Bedaure — ich bin nicht auf dem Brett, meine Herren, ich spiele nicht mit und darf daher nicht beraten — —“

Der Baron saß in gelassener Ruhe an der Wand und schaute eindringlich seine Gegenspieler an.

Der neue Klubdiener beobachtete. Die Herren waren in erregter Debatte. Der Diener drehte sich gegen die schwarze Tafel und zog schnell ein Photo aus der Tasche, auf das er einen flüchtigen Blick warf.

Es stimmte. Der sogenannte Baron Ralsky dort an der Wand war der aus Budapest abisierte Falschspieler.

Aber es war schwer, ihm auf die Schliche zu kommen. Der Detektiv Kimbell dachte,

daß beim Ccarté die Möglichkeit des Falschspiels nicht sehr groß wäre. Vielleicht könnte man den höchsten Punkt, den König, im Wege der Bolte ausschlagen. Aber Kimbell, der als Klubdiener fungierte, hatte den festen Willen, den Baron auf frischer Tat zu ertappen.

Man entschied sich, zu proponieren, das heißt Karten zu verlangen. Der Baron aber verweigerte das Propos und spielte aus der Hand. Gewann, legte einen weiteren Punkt an.

Man wunderte sich darüber, daß der Baron mit seiner verhältnismäßig schlechten Karte den Punkt gewinnen konnte.

„Ein Reißer, der Herr Baron,“ sagte Rechtsanwalt Müller, „er wagt die ganze Miete —“

Der Baron gewann die Partie und zog das Geld ein.

Der Detektiv stand auf seinem Posten und konnte nicht auf den Trick kommen, den der Baron anwendete, um seine Spiele mit Sicherheit zu gewinnen. Er beobachtete ihn scharf, er rief sich alle Schliche ins Gedächtnis

zurück, die beim Falschspielen beobachtet worden waren, aber dieser Baron mußte ein Erzgauner sein, der ein ganz neues System erfunden hatte.

Werner spielte nicht. Nur ein einziges Mal setzte er 100 Mark. Und diese Partie wurde von der Ponte gewonnen. Werner schien mit großem Interesse das Spiel zu verfolgen und stand dicht hinter dem Stuhl des Gegenspielers.

Rimbell dachte, daß irgendein Zusammenhang vielleicht bestände zwischen dem Baron und einem der Gegenspieler. Aber er hatte die Liste der Mitglieder des Klubs durchgesehen, die alle von einwandfreiem Rufe waren und den ersten Gesellschaftsschichten der Stadt angehörten, über jeden Zweifel erhaben.

Nach einer Stunde hörte der Baron Ralsky auf. Er schickte die Chips zum Einwechseln an die Kasse, steckte die Kassenscheine in seine Brieftasche und empfahl sich mit kühlem Gruß.

Die Spieler waren in deprimierter Stimmung.

„Das geht nun jeden Tag so,“ sagte der Rechtsanwalt Müller, „immer dieselbe Aus-

mistung! . . . Na, denn man ran, meine Herrschaften, ich biete 1000 Mark! . . .“

Er übernahm den Platz des Barons und das Spiel setzte sich fort.

„Mir setzen Sie nichts an,“ jammerte der kleine Mann an der Wand, als das Brett nur sehr mager gepflastert wurde.

„Wenn man in der Brenne gelassen ist . . .!“ meckerte Direktor Schönhardt, „rufen Sie doch Ralsky, vielleicht gibt er Ihnen was zurück!“

Der neue Klubdiener schrieb den Namen des Rechtsanwalts Müller an die Tafel und notierte das Kartengeld. Dann winkte er einen anderen Diener und ging.

Am Abend berichtete Kimbell dem Polizeipräsidenten:

„Der Falschspieler nennt sich Baron Ralsky. Ich habe ihn beobachtet, aber bin noch nicht hinter seinen Trick gekommen. Als er den Klub verließ, fuhr er direkt in seine Wohnung . . .“

„Na und weiter — — ist das Alles?“ fragte der Präsident.

Zögernd setzte Kimbell fort:

„Eine halbe Stunde, nachdem der Baron zu Hause angekommen, hielt ein Auto vor der Haustür des Barons, aus dem der Affessor Kunzmann stieg. Er blieb kurze Zeit oben und kehrte dann mit demselben Auto in den Klub zurück.“

Der Präsident schlug mit der Faust auf den Tisch:

„Donnerwetter! Sollten die Kerls unter einer Decke stehen?“

Kimbell zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Ich glaube, jetzt werde ich den Zusammenhang finden,“ sagte er.

Der Präsident schien nicht sehr angenehm von Kimbells Entdeckung berührt zu werden.

„Wenn da etwas mit dem jungen Kunzmann nicht stimmen sollte, könnte man den Baron vielleicht lieber sang- und klanglos abschieben — Sie wissen doch, meines Freundes, des Generalkonsuls, wegen . . .“

Eine schöne Patsche, in die man durch diesen leichtsinnigen Burschen hineingerät, dachte der Präsident und trommelte nervös mit den Fingern auf dem Tisch.

Dann sagte er laut:

„Ich werde mit dem Generalkonsul sprechen. Er muß seinen Neffen wieder standesgemäß unterhalten, damit die Dummheiten aufhören . . . Mit diesem sogenannten Baron werden wir ein Wörtchen unter vier Augen sprechen und ihn über die Grenze spedieren — — —“

14. Kapitel.

Der Ballettmeister klatschte den Takt mit den Händen.

„So ist es recht! — — — Jetzt den Oberkörper neigen!“

Der zierliche Mann machte die Tanzfigur vor und wand sich wie ein Schlänglein um sich selbst. Der grauhaarige Feuerkopf begeisterte sich an seiner Komposition und riß die Schülerin mit sich weg.

Mia folgte mit Eifer den Kommandos. Mit vollendeter Grazie wiegte sie sich in den

Hüften, tänzelte auf den Spizen, sprang in Pirouetten. Der Meister hatte große Freude an ihr und man sah das Interesse für seine schöne und talentvolle Jüngerin aus den immer noch glutvollen Augen des alten Frauenkenners leuchten.

Mia probierte nun schon seit geraumer Zeit ihre neuen Nummern für das nächstjährige Engagement. Die Heirat durfte ihre Künstlerlaufbahn nicht unterbrechen. Sie hatte gleich bei ihrem ersten Auftreten einen rauschenden Erfolg gehabt, so daß die Agenten sich um sie rissen.

Werner war nicht sehr damit einverstanden, seine Frau auf den leichten Brettern des Varietees tanzen zu lassen. Aber Mia duldete in ihrer Kunst keinen Widerspruch und erklärte, sie wollte einen anständigen Beruf, der sie ernährt, nicht aufgeben. Man könnte nie wissen, was einträte. Ihre Unabhängigkeit mußte sie sich bewahren.

„Also nehmen wir noch einmal die Schritte durch — —“ sagte der Ballettmeister.

Er wendete sich zum Klavierspieler:

„Bitte, Herr Kullert, nach den ersten 16 Taktten . . .“

Mia schwebte auf den Spizen der Schuhe, sie wippte wie ein Schilf im Winde oder sie flog einer Libelle gleich mit ausgestreckten Armen, die Flügel vortäuschten.

„Bravo, bravo!“ schrie der Ballettmeister.

Das Telephon gellte mitten in die Musik hinein.

Der Ballettmeister ergriff den Hörer des Apparates, der auf dem Klavier stand.

„Frau Assessor Kunzmann? — — — —
Jawohl, die gnädige Frau ist gerade beschäftigt . . . Sehr wichtig? — — Warten Sie einen Augenblick!“

Er legte den Hörer hin.

„Man will Dich sprechen, Mia.“

Der alte Ballettmeister war mit allen seinen Jüngern und Jüngerinnen auf vertrautem Fuß.

Mia unterbrach die Uebung und griff zum Hörer.

„Was? Wer ist dort? Die Portierfrau aus unserem Haus in der Pestalozzi-straße? . . . Was ist denn los, Frau Schulz?“

Sie hörte angestrengt zu.

Plötzlich ließ sie mit einem Schrei den Hörer auf die Gabel fallen.

„Um Gotteswillen — — Schnell, schnell, meinen Mantel!“

Der Ballettmeister und der Klavierspieler sahen sich erstaunt an. Aus Mias Gesicht, dessen liebenswürdige Heiterkeit, mit der sie noch vor einer Minute die beiden alten Künstler entzückt hatte, war jeder Tropfen Blutes gewichen. Mit verstörten Augen blickte sie um sich.

„Schnell, schnell, meinen Mantel!“

Der Ballettmeister wollte einwenden.

„Aber willst Du Dich nicht erst umziehen, Kind!“

Sie war im kurzen Ballettröckchen, das bis zu den Knien reichte, dem Übungsrock.

Sie winkte mit der Hand ab.

„Nein, nein, es ist höchste Eile — sonst treffe ich ihn nicht mehr lebend an — — Mein Vater . . .“

Weiter konnte sie nicht mehr sprechen, sie stürzte aus der Wohnung, nachdem sie in aller Eile den Pelzmantel umgeworfen.

Nach einer Viertelstunde trat sie in das Schlafzimmer ihrer Eltern.

Da lag der alte Sandhofer, still und stumm, seine Hände hatten sich in die Bettdecke gekrampft, sein Gesicht war wächsern, wie eine Totenmaske.

Die Mutter saß am Kopfende des Bettes und weinte still vor sich hin.

Ein Arzt hantierte und schrieb auf einem Zettel ein Rezept auf.

Als Mia eintrat, angstvoll sich im Zimmer umblidend, wollte die Mutter laut loschreien.

Aber der Arzt hob warnend den Finger, flüsterte:

„Stören wir den Kranken nicht — —!“

Mia sah ihn fragend an.

Der Arzt hat sie, mit ihm in das Neben-
zimmer zu treten.

Dort sagte er ihr:

„Sie sind die Tochter? . . . Ihr Vater
hat leider einen schlimmen Schlaganfall er-
litten — Es ist wenig Aussicht vorhanden, ihn
am Leben zu erhalten — —“

Er zuckte mit den Schultern. Mit dem
Ausdruck des berufsmäßigen Mitleids neigte
er den Kopf.

„Wenn es schlimmer werden sollte, bitte
mich zu rufen!“

Als er gegangen war, kam Frau Schulz,
die Portiersfrau, die die ganze Zeit über aus
Teilnahme sowohl wie aus Neugier in der
Küche geblieben war, ins Zimmer herein, wo
Mia, ganz apathisch, noch immer im geschlosse-
nen Pelzmantel auf einem Stuhl hockte und
auf die Erde starrte.

Frau Schulz wollte sie trösten und er-
zählte. Sie berichtete, wie sie plötzlich durch
einen Menschenauflauf vor die Tür gelockt
wäre. Wie man um jemand herumgestanden
hätte, sie habe zuerst nicht erkennen können,

wer es gewesen. Denn die Leute hätten sich gedrängt, als wenn ein Pferd gefallen wäre. Sie hätte sich aber durchgequetscht bis in die vorderste Reihe. Da lag nun ihr Mieter, der Herr Sandhofer. Mitten in dem Schneehaufen habe er gelegen, den sie erst heute Morgen zusammengeschippt. Sofort habe sie gesehen, was los war. Der Herr Sandhofer schien ein bißchen zu viel getrunken zu haben — in der letzten Zeit wäre das ja öfters vorgekommen —

Mia blickte die Frau verständnislos an.

Die Gedanken verwickelten sich zu unlösbaren Knoten in ihrem Gehirn.

Ihr Vater ein Säufer, der betrunken wie ein Vagabund nach Haus kommt?

„Er lag nun im Schnee,“ fuhr Frau Schulz fort, „es war ein Jammer mit anzusehen — der arme alte Mann, wo er doch sonst so'n propperer Mensch und Beamter gewesen — — Nee, das Unglück bringt die Menschen ganz 'runter!“

Sie wollte noch weitere allgemeine Betrachtungen über Schicksalsfügungen machen,

aber sie schwieg, als sie den entsetzten Ausdruck in Mias Augen sah.

„Es hat ihn der Schlag getroffen — — wenn er's man übersteht,“ sagte die Schulz, nahm den Schürzenzipfel, wischte eine Träne aus dem linken Auge, womit sie ihren Beileidsbezeugungen vollauf genüge getan zu haben glaubte.

Drinne im Schlafzimmer hörte man die Mutter laut aufschluchzen. Mia sprang vom Stuhl auf, der Pelzmantel öffnete sich und Frau Schulz sah zu ihrem großen Erstaunen das kurze Ballettrödchen darunter.

Mia stürzte ins Schlafzimmer.

Es war vorbei mit dem alten Sandhofer.

Frau Schulz stand im Türrahmen. Betrachtete neugierig die Szene. Da stand die Mutter und weinte laut und unter Stöhnen. Und die Tochter, die den Mantel abgestreift hatte, lag im Ballettkostüm über das Bett gebeugt und hielt den Kopf ihres toten Vaters in den Händen, lautlos, vor Schmerz stumm geworden.

Frau Schulz dachte, daß das alles sich ansähe, wie im Theater oder im Kino. Und

ste machte sich ihre eigenen Ideen über die Zusammenhänge zwischen Wirklichkeit und Vorstellung . . .

15. Kapitel.

Der Detektiv Kimbell war in fieberhafter Tätigkeit. Die beiden Affären, mit denen man ihn betraut hatte, zeigten gewisse Berührungspunkte. Außerdem wurde seine Arbeit ungeheuer erschwert durch die Vorschrift des Polizeipräsidenten, äußerste Delikatesse anzuwenden in Anbetracht der hohen gesellschaftlichen Beziehungen des einen Missetäters.

Einer seiner Unterbeamten hatte die Waschanstalt ausfindig gemacht, in der die in dem Weinlokal gefundenen Handschuhe gereinigt worden waren. Die Besitzerin der Handschuhe konnte nicht entdedt werden, da kein Name angegeben war.

Rimbell begab sich in den Laden in der Kurfürstenstraße, der Filiale der in Frage kommenden Waschanstalt, wo die Handschuhe zur Reinigung übergeben waren. Die Verkäuferin entsann sich auf die Kundin, denn sie erkannte die Handschuhe, die ihr damals sofort aufgefallen waren, weil sie ausländische Fabrikstempel trugen. Ein ganzer Paden solcher Handschuhe wurde von einer tiefschwarzen, sehr eleganten Dame zur Reinigung gebracht und die Verkäuferin erinnerte sich, daß die Dame erwähnt habe, sie wohne in der Nähe im Eden-Hotel und würde die Handschuhe persönlich abholen. Nach der Aussprache zu urteilen, mußte die Dame eine Ungarin gewesen sein.

Der Detektiv bat die Verkäuferin, ihn zum Eden-Hotel zu begleiten und der Portier ließ sich umständlich das Aussehen der Dame beschreiben. Das vorzügliche Gedächtnis und die durch stetige Übung geschärfte Physiognomie eines Hotelportiers versagt niemals. Es dauerte nicht lange, bis der Portier in seinem Gästebuch auf den Namen der Dame zeigte:

„Frau von Uhazy aus Budapest — abgereist . . . nein,“ verbesserte er sich, „wohnt jetzt in der Pension Mensdorf, Günzelstraße Nr. 218.“

Der Detektiv bedankte sich und notierte die Adresse.

Am selben Abend saß an der Tafel in der Pension Mensdorf ein Professor Löbel aus Leipzig und führte eine angeregte Unterhaltung mit seiner Nachbarin, der jungen Frau von Uhazy, die mit großem Geist das witzige Geplauder des neuen Tischgastes parierte.

Als aber zum Tee, den man im gemeinschaftlichen Salon dieses vornehmen Pensionates nach dem Abendessen einnahm, wobei auch ein wenig musiziert wurde, der Baron Raksky erschien, erstaunte Professor Löbel nicht wenig. Er hatte Mühe, unter dem angeklebten Schnurrbart das Lächeln der Befriedigung zu verbergen, denn er sah sich auf dem besten Wege, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

Der Polizeipräsident, dem Kimbell sofort telephonischen Bericht übermittelte, riet, nicht

zu überstürzen. Jeder Skandal sollte vermieden und der Viktoria-Klub bei Leibe nicht kompromittiert werden. Auf jeden Fall möchte Kimbell am nächsten Nachmittag den sogenannten Baron Ralsky aus dem Klub holen, ihn unauffällig verhaften, nachdem seine Komplizin vorher dingfest gemacht.

Kimbell ärgerte sich über seinen Chef. Wer weiß, was bis morgen noch alles geschehen konnte. Jetzt hatte er die Beiden in der Falle und er brauchte nur zuzugreifen. Wenn sie dagegen Wind bekommen, rücken sie ihm aus und er hat dann das Nachsehen.

Am anderen Tage bereitete er die Verhaftung sorgfältig vor. Gegen vier Uhr wollte er im Viktoria-Klub erscheinen.

Der Generalkonsul war sehr erschüttert, als er von seinem Diener das traurige Ende des alten Sandhofer hörte.

Diese letzten Tage hatten ihm die Nichtigkeit alles menschlichen Tuns so recht vor Augen geführt. Er durfte nicht Richter sein, wo das Schicksal waltet. Seine Pflicht war

es, das bedachte er nun, diesem Schicksal sich nicht entgegen zu stellen, sondern ihm die Wege zu ebnen.

„Ehe es zu spät wird . . .“ hatte der alte Diener Friß geraten, als er mit seinem Herrn über das grausame Los des Rassenboten sprach, den ein unglücklicher Zufall unverschuldet ins Grab gehehrt hatte.

Ja, ehe es zu spät wäre . . .

Der Generalkonsul faßte den Entschluß, sofort daran zu gehen, seinen Neffen zu retten. Aus den Klauen des Spielteufels wollte er ihn ziehen, seiner Frau ein ruhiges Heim und ihm selber einen aussichtsreichen Wirkungskreis schaffen.

Werners Frau?

Der Generalkonsul dachte, daß seine Hoffnungen von seinem einzigen Erben schmählich getäuscht seien. Liddi Leitner wäre eine repräsentative Frau für diesen geworden und der Glanz der Düsseldorfer Großindustriellen hätte auch auf ihn abgestrahlt, obgleich er diese Vergoldung nicht brauchte. Der Generalkonsul galt in der Gesellschaft als reich und man

schätzte ihn als vorzügliche Stütze der Haute-
finanze. Um so mehr tat es ihm leid, sein
großes Vermögen in eine Hand übergehen
lassen zu müssen, die ihm zu locker erschien.

Nun noch diese Frau, die Werner ihm
anbrachte!

Eine Tänzerin, eine Filmdiva, deren
Reize vielleicht stadtbekannt waren und die
auf allen Brettern und weißen Wänden der
Welt für jedermann sich bloßstellten — — —

Der alte Herr, der auch heute noch Ver-
ständnis für Frauen und ihre Schönheit hatte,
empfand den sozialen Zwiespalt, der durch den
Eintritt dieser Frau in sein Familienleben
geschaffen wurde, um so mehr, als er von der
traditionellen Korrektheit der verflossenen Ge-
sellschaftsepöche nicht loskommen konnte.

Aber er mußte sich fügen. Das sah er
ein. Sonst würde das Unglück sich türmen
und ihn selbst unter sich begraben.

So wollte er also selbst den ersten Schritt
tun und zu der Frau seines Neffen gehen.
Wollte sie einladen, zu ihm in sein Haus zu

kommen, um sie bei sich als Tochter aufzunehmen.

Es wurde ihm nicht leicht, dem alten Herrn.

Gleich nach dem Frühstück, das er wie gewöhnlich bei Borchardt eingenommen, fuhr er nach dem Westen zur Wohnung Werners. Es war noch immer die kleine möblierte Wohnung, die Werner als Junggeselle innehatte, in der das junge Ehepaar lebte.

Als er klingelte, wußte der Generalkonsul nicht, was er sagen sollte, denn er fürchtete das überaus Peinliche der Situation.

Mia, die ihn in tiefer Trauerkleidung empfing, trat ihm keineswegs überrascht entgegen. Sie drückte ihm herzlich die entgegen-gestreckte Hand und ein Lächeln dankbarer Genugthuung verklärte ihre Züge.

„Werner ist nicht zu Haus,“ sagte sie, einen leichten Seufzer ausstößend, „. . . er ist im Klub — — — wie immer um diese Zeit.“

Der Generalkonsul bedauerte es, seinen Nessen nicht anzutreffen. Es wären wichtige Angelegenheiten, die er besprechen müsse.

Sie plauderten jetzt über alle die Dinge, die ihnen beiden am Herzen lagen.

Immer mehr wurde der alte Herr von der liebenswürdigen Anmut der jungen Frau gefangen genommen. Und immer mehr schwanden seine Bedenken dieser „Schwiegertochter“ gegenüber. Nun, da der Vater tot war, nahm dieser ja auch das Geheimnis des Diebstahls der beiden Tausendmarkscheine mit sich ins Grab.

Ein großes Hindernis war aus dem Weg geräumt.

Mia ließ Tee servieren und der Generalkonsul war entzückt über die Art, wie sie als kleine Hausfrau sich aufspielte.

„Ich werde also jetzt häufiger das Vergnügen haben, von so reizenden kleinen Händen bedient zu werden?“ fragte er schalkhaft, nach Art des Kavaliers der alten Schule, seinen Oberkörper im Sessel vorbeugend.

Der Generalkonsul fühlte sich sehr wohl in der Nähe dieser Frau, von der ein ungemainer Liebreiz ausströmte. Seine ursprüngliche Unruhe war gewichen. Er sah im Ge-

genteil eine angenehme Zukunft vor sich und er freute sich, den Rest seines Lebens in Gesellschaft eines so lieblichen Wesens verbringen zu können.

„Allerdings, Frau Mia, die Tanzerei auf der Bühne und das Filmen werden wir aufgeben müssen,“ meinte er entschuldigend.

Mia sah ein, daß es für sie, wenn sie im Hause des Generalkonsuls lebte, weiterhin unmöglich wäre, in der Öffentlichkeit aufzutreten.

Mit einem bedauerlichen Achselzucken stimmte sie zu.

„Wir werden Gelegenheit haben, unsere Kunst in privater Reise zu zeigen, kleine Mia — oder auf Wohltätigkeitsveranstaltungen — — damit die Beinchen nicht einrostet!“

Der Generalkonsul lachte.

Er stand auf und zog die Uhr aus der Tasche.

„Es ist 4 Uhr, ich werde jetzt nach dem Viktoria-Klub fahren und unseren ungetreuen

Werner holen — — — Warten Sie hier auf mich, Mia, ich bringe den Jungen mit. Heute Abend müßt Ihr bei mir essen, der Fritz freut sich schon darauf . . . Und morgen bezieht Ihr in der Villa das obere Stockwerk — — auf baldiges Wiedersehen, kleine Frau!"

Er küßte ihr galant die Fingerspitzen und machte eine steife feierliche Verbeugung. Dann verließ er leichten Schrittes das Zimmer.

16. Kapitel.

Gleich nach dem gemeinschaftlichen Mittagessen hatte man sich im Viktoria-Klub zum Ccarté hingesezt. Wie gewöhnlich in den letzten Wochen übernahm Baron Ralsky die Chouette, saß mit unerschütterlicher Ruhe auf seinem Platz an der Wand, mischte mit nachlässiger Gleichgültigkeit die Karten, gewann oder verlor, ohne irgendeine Erregung zu verraten.

Immer mehr Spieler traten an den Tisch. Die Einsätze verdoppelten sich, da augenscheinlich die Chancen für die Pointeure „liefen“. Denn der Baron verlor bereits die dritte Partie.

„Gott sei Dank,“ sagte der kleine Rechtsanwalt Müller und meckerte wie ein Ziegenbock dabei, „heute haben wir ihn. Endlich kriegt der Baron auch mal 'ne Einsprizung!“

Ralsky verlor die vierte Partie.

Aber er forderte mit Ruhe; nachdem er bezahlt hatte, zum weiteren Spiel auf.

„Ich bitte die Herren, Ihre Sätze zu machen — — — Es geht nichts mehr — — Ab dafür!“

Nichts in seiner Stimme verriet, daß ihn sein Pech irritierte.

Werner trat in das Spielzimmer. Der Baron sah flüchtig von den Karten auf, als er Werners Stimme vernahm, der ziemlich laut einige Herren begrüßte, so daß der Gegenspieler sich unwillig umdrehte.

„Herr Uffessor Kunzmann, ich bitte um Ruhe!“ bat der Spielleiter höflich.

Werner stellte sich hinter den Stuhl des Spielers und verfolgte die Karten.

Der Baron verlor auch diese fünfte Partie.

Jetzt hatten die Pointeure Mut und „Klohten an“, wie es im Klubjargon heißt. Sie verdoppelten die Einsätze und der Baron zählte eine hohe Summe, als er zur nächsten Partie ablagte. Man vermutete den Unglückstag des Barons und wollte die Gelegenheit ausnützen, ihm von dem früher gewonnenen Geld etwas abzunehmen.

Aber diese hohe Partie gewann der Baron. Schnell und sicher gewann er sie.

Der Klubdirektor trat mit einem Gast zu der Spielergruppe. Er stellte den graubärtigen Herrn vor:

„Herr Professor Löbel aus Leipzig!“

Der Baron Kalsky grüßte ihn.

Professor Löbel murmelte:

„Ich hatte schon gestern Abend den Vorzug — — in der Pension Mensdorf!“

Der Baron mischte die Karten.

Eine neue Partie begann.

Der kleine Rechtsanwalt Müller, der soeben einen Tausender verloren hatte, flüsterte seinem Nachbarn, dem Doktor Helsgott, einem in den Sieten des Spiels graugewordenen Kenner des grünen Tuches, ins Ohr, daß es doch geradezu fabelhaft wäre, mit welchen Karten der Baron jetzt die Punkte gewänne.

„Vorhin hatte er viel bessere und verlor — —“

„Vielleicht hat das seine Bedeutung, lieber Rechtsanwalt,“ sagte Doktor Helsgott und kniff das eine Auge zu. Dann neigte er sich zu dem viel kleineren Rechtsanwalt nieder und fuhr ganz leise fort:

„Ich beobachte das nun schon seit einigen Tagen — warten Sie ab, vielleicht gelingt es mir heute noch, hinter den Schwindel zu kommen.“

Rechtsanwalt Müller machte ein erstauntes Gesicht.

Doktor Helsgott zog ihn mit sich in das Nebenzimmer.

Dort erklärte er ihm:

„Einer unter den Spielern macht dem Baron Zeichen, verrät ihm unsere Karten, deutet ihm an, ob wir Atouts oder wieviel wir davon haben. Er zeigt ihm an, welche Farbe er halten soll. Also einer ist sozusagen seine Funkenstation — —“

„Das ist ja ausgesprochener Betrug, Doktor!“

Der kleine Rechtsanwalt war außer sich.

„Und bei uns im Viktoria-Klub, im ersten Klub Berlins!“

Doktor Helfgott fuhr fort:

„Ich habe einen ganz bestimmten Verdacht — —“

Der Rechtsanwalt wollte genaueres wissen.

Doktor Helfgott zögerte.

„Ich möchte mich noch nicht darüber auslassen. Aber passen Sie mal auf den Herrn auf, der hinter dem Stuhl des Spielers steht — Es sind ganz bestimmte Zeichen, die von da aus dem Gegenüber gemacht werden: links die Hand auflegen bedeutet „Coeur“, rechts

„Pique“, vorn die Hand auf der Krawatte „Tress“ und so weiter. Dann einen Finger an die Nase gelegt heißt ein Utout, der „König“ wird durch Anfassen des Kragens signalisiert — — — Das habe ich nun schon alles herausbekommen. Ich warte nur auf den Augenblick, wo das Spiel des Barons derart eklatant wird, daß ich eingreifen kann.“

Der kleine Rechtsanwalt blickte den viel größeren Doktor bewundernd an.

„Haben Sie im Anfang bemerkt, wie der Baron verlor? Sein Partner hatte sich heute verspätet — —“

„Sein Partner? . . . Doch nicht Uffesfor Runzmann?“

Doktor Helsingott nickte.

„Kommen Sie, Rechtsanwalt, wir wollen der Sache heute noch ein Ende machen — es geht nicht, daß wir sowas in unserem Klub dulden —“

„Das ist ein unerhörter Skandal,“ sagte der Rechtsanwalt, „man muß es dem Vorstand melden!“

Die beiden Herren begaben sich wieder in das Spielzimmer und stellten sich neben Werner auf. Von Zeit zu Zeit stieß Doktor Helsgott den Rechtsanwalt unauffällig an. Es war augenscheinlich, daß es hier nicht mit rechten Dingen zuging. Der Baron hatte einen Haufen Banknoten neben sich liegen und spielte mit großem Glück.

Der Detektiv Kimbell, der, wieder unter der Maske des Professor Löbel, sich Eintritt in den Klub verschafft hatte, sprach leise mit dem Spielleiter.

„Ich werde warten, bis Kalsky das Spiel beendet hat und ihn erst draußen, wenn er in den Wagen steigen will, verhaften.“

Der Spielleiter sagte, daß der Herr Detektiv sie alle zu großem Dank verpflichte, wenn er in den Räumen des Klubs jedes Aufsehen vermeide.

Deshalb wartete Kimbell und schaute dem Spiel zu, als wenn er, ein unbeteiligter Gast, daran nicht interessiert wäre.

Doktor Helsgott stand jetzt dicht neben Werner und beobachtete ihn scharf. Helsgott

war ein schlanker, hochgewachsener Mann in der Mitte der Vierzig, mit prägnanten Zügen im Lebemannsgeficht, aus seinen etwas hervorquellenden Augen blickte höchste Intelligenz.

Baron Kalsky ließ die Karten abheben.

Doktor Helsingott sagte, als der Baron das abgehobene Häufchen unter das andere schieben wollte:

„Pardon — den linken Paden auf den rechten, Baron — nicht umgekehrt!“

Der Baron machte eine entschuldigende Bemerkung und tat so, wie Helsingott wünschte.

„Unten lag der König“ flüsterte Helsingott dem Rechtsanwalt zu, „ich habe es beim Abheben gesehen — den König hätte er von unten herausgezogen — — das ist ein alter Falschspielertrick!“

Das Spiel begann.

Der Baron schien sichtlich zerstreut. Machte einen Fehler und verlor zwei Punkte.

„Ah — der Generalkonsul beehrt uns auch einmal wieder!“ hörte man durch die

offene Thür die Stimme des ersten Vorsitzenden, des Kommerzienrats Guterberg.

Einige der Spieler drehten sich um und sahen den Generalkonsul Runzmann, geleitet von Guterberg, ins Zimmer hineintreten.

Auch Werner hatte sich flüchtig nach seinem Onkel umgesehen.

Der Baron Ralsky hielt einen Augenblick im Spiel inne und blickte zu dem Gegenspieler hinüber, der ihm angeboten hatte, neue Karten zu kaufen.

Nach kurzem Ueberlegen verweigerte der Baron neue Karten und bat, auszuspielen.

Doktor Helsingott war bereit.

Dieses Spiel mußte entscheiden.

Der Baron machte nur zwei Stiche und die Pointeure glaubten schon, ihn gefaßt zu haben.

Doktor Helsingott legte plötzlich seinen langen Arm über den Tisch und faßte mit der Hand in die Karten des Barons.

„Halt!“ schrie er.

Der Baron sprang auf.

Im nächsten Augenblick hielt Doktor Helgott Werner vorn am Rod fest.

„Sie, mein Verehrtester, sind auch gemeint!“

Ein Tumult entstand.

Der Spielleiter wollte vermittelnd dazwischen treten.

Doktor Helgott sagte mit eiserner Ruhe:

„Hier wird falsch gespielt — — — Herr Uffessor Kunzmann hat soeben dem Herrn Baron Ralsky signalisiert, daß wir als fünfte Karte ein kleines Treff haben — Voilà!“

Er zeigte das auf den Tisch geworfene Blatt des Barons.

„Hier liegt die Treff Zehn. Rein Mensch kann das Blatt spielen, wenn er nicht genau dasjenige seines Gegners weiß — —“

Alle schrien durcheinander.

Der kleine Rechtsanwalt Müller meckerte im höchsten Diskant:

„Wir haben es schon seit einigen Tagen verfolgt! — — Es ist ein Skandal!“

Der Baron hatte schnell die Banknoten zusammengerafft und suchte sich einen Weg durch die dichte Gruppe der aufgeregten Spieler zu bahnen. Man machte ihm mit scheuem Widerwillen Platz. Man betrachtete ihn wie einen Ausfägigen, dessen Berührung man vermeiden wollte.

Der Generalkonsul, der mit dem Vorstand des Klubs im Türrahmen des Nebensaales stand, horchte auf. Hatte man nicht den Namen seines Neffen genannt? . . .

Er trat näher, wollte erfahren, um was es sich handelte.

Kommerzienrat Guterberg ließ sich berichten.

Doktor Helsgott setzte die Affäre auseinander. Der Generalkonsul hörte zu.

„Was? . . . Mein Neffe ein Betrüger? . . .“

Er schrie. In diesem Augenblick verließ ihn seine anerzogene Haltung, jede Hemmung versagte.

„Wo ist er?“

Werner war nicht mehr im Spielzimmer.

Man wollte den Generalkonsul die Sympathien zeigen, die man für ihn im Klub hegte. Einer der Herren sagte:

„Schicken Sie ihn ins Ausland — Solche Entgleisung verjährt mit der Zeit!“

Ein Schuß ertönte.

Alle schreckten auf.

Man lief die Freitreppe hinunter.

Ein Page stand schreckensbleich mit ausgerissenem Mund neben dem auf den Teppich hingestreckten Körper Werners, der in der einen Hand noch den Griff des Revolvers krampfhaft umklammerte.

Sanitätsrat Rosenblatt öffnete die Weste Werners, neigte sich über ihn und horchte. Als er sich wieder aufgerichtet, murmelte er:

„Nichts mehr — — — er hat gut getroffen.“

Er zeigte auf ein kleines schwarzes Loch an der Schläfe, aus dem ein paar winzige Blutstropfen sickerten.

Der Generalkonsul blickte stumm vor Schmerz auf die Leiche seines Nessen.

17. Kapitel

Der Baron Ralsky wurde draußen vor der weißen Villa von den wachhaltenden Kriminalbeamten in Empfang genommen. Kimbell hatte in der Garderobe des Klubs schnell seinen falschen Bart abgenommen und geleitete persönlich den Transport des Falschspielers in das Polizeigefängnis.

Inzwischen hatte man auch die Komplizin verhaftet und bei ihr einen Koffer gefunden, in dessen doppeltem Boden man eine große Geldsumme fand. Lauter Bündel frischgedruckter Tausendmarkscheine, und zu 50 000 Mark gepackt, so wie sie aus den Raffen der Reichsbank geliefert werden.

Die Geldtasche des alten Sandhofer war nicht zu entdecken, weder in der Pension Mensdorf noch in der Wohnung des Barons.

Nach den Berichten der ungarischen Polizei war es gelungen, ein gefährliches Hochstaplerpaar endlich festzusetzen, das seit Jah-

ren die Hotels und großen internationalen Klubs der europäischen Großstädte flegderte. Der sogenannte Baron Kalsky war ein ehemaliger Kellner Namens Norwan Ferenz und die sogenannte Frau von Uhazy ein Zimmermädcl aus dem Hotel Hungaria in Budapest, Ilkas Ilona.

Fräulein Ilona gab auch bald zu, den Raub an dem Kassenboten mit ihrem Geliebten zusammen begangen zu haben. Sie hätten den Kassenboten bereits mehrere Tage vorher beobachtet und die günstige Gelegenheit natürlich wahrgenommen.

„Wenn er es einem auch so leicht macht!“ sagte sie und lächelte dabei.

Allerdings, der Herr, der in der Wein- stube ihr Begleiter gewesen und die Tasche geraubt hätte, wäre ein Freund des Norwan Ferenz gewesen. Der hätte seinen Anteil schon längst über die Grenze in Sicherheit gebracht.

Der Polizeipräsident war von der Entwicklung der Affäre nicht sehr angenehm berührt. Der Skandal im Viktoria-Klub wurde

publik und die Presse beschäftigte sich eingehend mit allen Einzelheiten. Ein Sturm der moralischen Entrüstung legte wieder einmal durch den Druckerschwärzenwald und alle Philister rümpften die Nase über die Verkommenheit in den oberen Schichten.

Der Polizeipräsident nahm sich vor, in Zukunft mit aller Strenge vorzugehen und keine Ausnahmen zu gestatten. Dann könnte es ihm nicht wieder passieren, daß ein Mitglied jener Gesellschaft, die er zu beschützen sich selbst als heiligste Pflicht vorgeschrieben, ihm in eine solche unangenehme Lage brächte, wie dieser Leichtfuß, der Assessor Runzmann.

Durch die Lichtenthaler Allee in Baden-Baden wandelte ein ungleiches Paar. Eine junge Frau in tiefer Trauer hing im Arm eines weißhaarigen Herrn, der vornübergebeugt mit schweren Schritten dahinschritt. Mia führte den Generalkonsul. Seit dem schweren Schicksalsschlag hatte der alte Mann seine Elastizität verloren. Jäh war sein Leben ab-

gebrochen. Er schleppte den irdischen Teil seines Ichs mühsam dahin und selbst der sonnige Liebreiz Mias konnte ihm nicht mehr seine Lebenskraft wiedergeben.

Zurückgezogen von den Menschen blühte er die Schuld . . .